

<b>Zeitschrift:</b>	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
<b>Band:</b>	6 (1916)
<b>Heft:</b>	29
<b>Artikel:</b>	Der Erdbeeribueb
<b>Autor:</b>	Reinhart, Josef
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-639387">https://doi.org/10.5169/seals-639387</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.08.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Bernerische in Wort und Bild

Nr. 29 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 15. Juli

## I ggeh und ggeh's vor Auge.

Von Josef Reinhart.

I ggeh und ggeh's vor Auge,  
Und doch isch's längi Zyt,  
Wie's Müeti i syr leste Stund  
Deheim im Stärbe lyt.  
Es luegt mi a und seit kei Wort  
Und möcht doch oppis säge —  
Es luegt mi a — und was es meint,  
Isch i de-n-Auge gläge.

I ggeh und ggeh's vor Auge,  
Und doch isch's Jahr und Tag,  
Wo mir enand bigägnet sind  
Am Waldsaum hinderm hag:  
Es luegt mi a und seit kei Wort  
Und möcht doch oppis säge:  
Es luegt mi a — und was es meint,  
Isch i de-n-Auge gläge.

I ggeh und ggeh's vor Auge  
Und luege 's Chindli a.  
Jetz isch es ändli doch no wohr,  
Was ig erblanget ha:  
Es luegt mi a und seit kei Wort  
Und möcht doch oppis säge —  
Es luegt mi a — und was es meint,  
Isch i de-n-Auge gläge —

(Aus „Im grüne Chlee“.)

## Der Erdbeeribueb.

Us de Waldvogelzyte von Josef Reinhart.

(In Solothurner Mundart.)

Bizente hanigs chönne lehre, was Bure heisst: „Uf Bueb! D'Sägeze haut de Mähdere ums Halbe ringer, wenn d'Meisterslüt drby sy!“ het dr Vatter grüeft.

„Uf Seppli!“ het d'Müeter gleit, „Iue, d'Morgesunne macht em roti Bäde! Que, sie chunnt!“

Und wenn der Lerch binis Mähder gsi isch, het er g'chräiht, wenn er d'Sägeze vom Träm gno het, Inbähnlig wie ne Güggel.

Ig ha mi Gable us d'Achsle gno und bi au uszoge, im Rüthübel zue. Der Lerch und der Vatter sy agstange, hei gwezt und g'mäiht, und ig ha nochegworbet. Aber wenn d'Sonne denn hingerm Gummewald use cho isch, rot wie ne füürigi Chugele und d'Balmflueh gstanden isch wie im Füür, bini blybe stoh und ha gluegt, wie ei Bärgspitz nom anger si füürrrot Huet ufgleit het und d'Tannegiebel hei afo glizere. Aber der Vatter het mi nit lang loh stoh: „Lueg du zu dyner Gable! D'Sonne laufst vo sälber!“ Jo, wenn me-n-eim d'Auge hätt chönne mache s'folge; aber die si immer wieder uf und drus. Jetz dört am Himmel die rote Schöfli, wo zieh sie ächt hi? Jetz der erst Vogel im Waldegg obe, jetz 's Schachers Mähder, wo g'jodlet hei. Und jetz los! jetz chöme si d'Strooß für! d'Erdbeeribuebe und -meitli, und singe der Erdbeeribuebejodel. Sie winke-mer vo der Strooß use: Chönnisch-au mitcho! Mer göh i d'Stadt? Sie hei ihri Hüetli gschwunge gägemer:

Gäll hei! Und hei wpter gjodlet mit ihrne Chrättli um d'Achsle. Ig ha ne nogluegt am Gablestiel, bis me im Wald ähne numme no die rote Chopflümpli vo de Meitscheni gwahret het. Bis der Vatter ummegluegt het vo syner Sägeze: „Wottsch öppe lieber Erdbeeribueb si?“

D'Gable het mi schwärter dunkt, und 's isch mer gsi, es göh e halbi Ebigkeit, bis ig die wyze Ermel vo der Mueter gseh heig zu de Bäumen use mit em z'Morgehörbli. Denn hanig myni Erdbeeribuebe für ne halb Stung vergässe bi der Rösti zue; aber wenn drno d'Sonne so heis a d'Gable gschinne het, denn bini wieder mit de Buebe dr Stadtwäg v: „Jetz sy si i der Stadt, löse Gäld undi chönne Süezholz chause und Bäredräk, oder si chööme no Syrup über in-e-re Heerechuchi! Und wenn sie denn z'Mittag hei cho sy, 's Stadtwägli us, und ig ha müeche schwäri Schoche verrnhe a der Strooß nide: „Wottsch nit au einisch mitcho?“ hei sie grüeft, „das goht lustig, all Lüt düe d'Pfeister us, wenn mer dur d'Barfüezlerstrooß ab der Erdbeeribuebejodel singe, und der Pastetlibed am Märetplatz chunnt voruse i syr wyze Chappe, winkt is zuehe und wär die schönsten Erdbeeri het, dem git er e Hampfele Multäschli und gfählti Nunnesürzli bis gnue.

Mir isch's heis worde, as ig 's Lybli ha müeche=n=abzieh, wo die so brichtet hei und drzue d'Mulegge usgschlädet hei vo dene guete Mümpfeli.



Frank Buchser: Die Banditenbraut. (Eigentum des Museums in Solothurn.)

Nomittag, wenn mer am Rain ähne 's Hüttige g'hehrt hei und ig eleini hingerdrn g'hötterlet bi mit myner schwäre Gable, hanig d'Erdbeeribuebe gseh im Jungbahn zue stopfe. Sie heis gwüht, as ig d'Gable hätt mögen ewäggrüehre, wo sie ihri lääre Chrättli übere Chopf usgschlungge hei, öb sie i Wald yne sy. Ig weiß nit: aber üsi Mueter het zrugglugt und het glächlet und mer gwartet: „Mach jez schön, gäll, chasch denn au mitne goh, wenn mer's Heu dinne hei!“

Aber das isch no lang gange. Sider het der Lerch no mänge Morge müeze der Seppli us de Fädere chräihe. — Und wenn d'Buebe mit volle Chrättline usem Jungbahn cho sy, isch's mer süttingheiß der Rügggen uscho, sie heigen alli gnoh. 's Chrättli und d'Schnuer dra hanig scho parat gha; numme no ne Hoselchner, wie ne rächtan Beeribueb, hani gsuecht.

Am angere Tag binig uszoge, i Jungbahn mit de Buebe. Ufem Wäg zum Jungbahn hei mer d'Buebe 's Erdbeerisprüchli glehrt, aber i ha ne müeze ne Sacf voll Heubirli i d'Hang verspräche:

„Heilige Sant Vyt,  
Zeig mer, wo nes Plätzli ligt!  
Sygs wyt oder noch vo dir!  
Zeig's niemerem as mir!“

Und wonigs ha chönne säge, sy mer i Schlag cho, wo über d'Stöck vo de ghaune Tanne 's Spitzgras usgwachsen isch und a de sonnige Reinali d'Erdbeeristude usgschlüderet sy. gschläderet sy.

Mer hei abzellt: „Aenige, dänige Doppeldee!“ und bis er's erst Erdbeeri is Chrättli gwunne het. Der lekt het dörfern usem Platz blybe. Jez hanig gleitig myn Sprüchli gseit. Aber lei Sant Vyt isch cho und het mi zumene Plätzli gfuehrt. Wo niemer cho isch, bini sälber abeghneuet und ha gsuecht. Wo de Buebe het me nüt meh ghört; die hei si jede a ihm Egge müslistill gha, wenn sie nes Plätzli gfunde hei. Ig has nit chönne verstoh, und wenn ig ne Schlag gfunde ha, so hanig giutzget: „Buebe, chömet doch, alls fürzündrot!“ Die hei nit lang lo rüefe,

sy cho und hei mer hulfe myn Weidli läre. So ischs cho, as sie d'Chrättli voll gha hei, öb igs nume gpürt ha a der Schnuer. Ig weiß es nit, i ha gmeint, sie chönne häxe. 's Appelungi het gseh, as ig 's Augewasser z'usserisch ha. „Dumme Bueb! mueschs nit usgaggle, wie nes Huehn, wenns gleit het. Bhalts für di und gwünn se sälber!“

I weiß 's nit, öb ig myni Chrättli voll brocht hätt, wenn mer nit no 's Appelungi hätt hulfe sueche. 's isch gsi, wie wenns d'Erdbeeri hätt chönne us de Stüdeli chnuble mit syne spize Fingere. Wos 's zweite Chrättli voll gha het, hani gseit: „Muesch denn es Stücki Wäihe ha, wenn d'Mueterbachet!“

Ufem Heiwäg hanigs gwahret, as d'Bueben öppis gigelet und g'stichlet hei: „Het 's Chrättli nit selber gfüllt, het müeze nes Meitschi dinge.“ Aber sie hei nüt Luts gseit. I binäbenyne zötterlet, ha myni zweu Chrättli a der Schnuer notreit, bi uszoge und ha Schritt gha; ha gsunge, zwüschenne hulfe flueche, wienigs ghört ha, wenn d'Niele nit hei welle brönne, und ha dur d'Zäng gspeut, wie ne rächtan Erdbeeribueb.

Der Hämme, 's Chummers ihre, het mi vo der Syten agluegt mit syner lange Niele im Muul und het mer zuegnidt:

„Ehm! jez wärscg glyn ne rächtan Beeribueb!“ und isch blybe stoh: „wenn jez no z'Märet chönntisch!“

Das isch den angeren usghulfe gsi: „Ersch no! z'Märet goh! Chumm morn mitis z'Märet!“

I ha der Chopf uf! „Tä, meinet er öppe, i chönnt se nit verchause?“ I ha nit gwüft, wienig ihres Väckle ha selle heiwiese. Aber dä hanig nit welle sy! Sie hei mer der Späck dur 's Muul zoge, sie welle mers säge, wie mes müeß afo, as me se tür chönn verchause. I hane müeze verspräche, i well sen as Vaters Chlopferchitsbaum loh. Das het 's Redli gsabett. Der Hämme het mers vorgmacht: „Lueg, so mueschs mache, 's Hüetli abnäh, chly voryni, d'Stirne zämezich und denn säge, wenn öpper a d'Türe chunnt: „Erdbeeri chause, chöni ryfi! Syt so guet und chauset das Chrättli: ne chranke Vatter und d'Mueter het feuf chlyni Ching!“

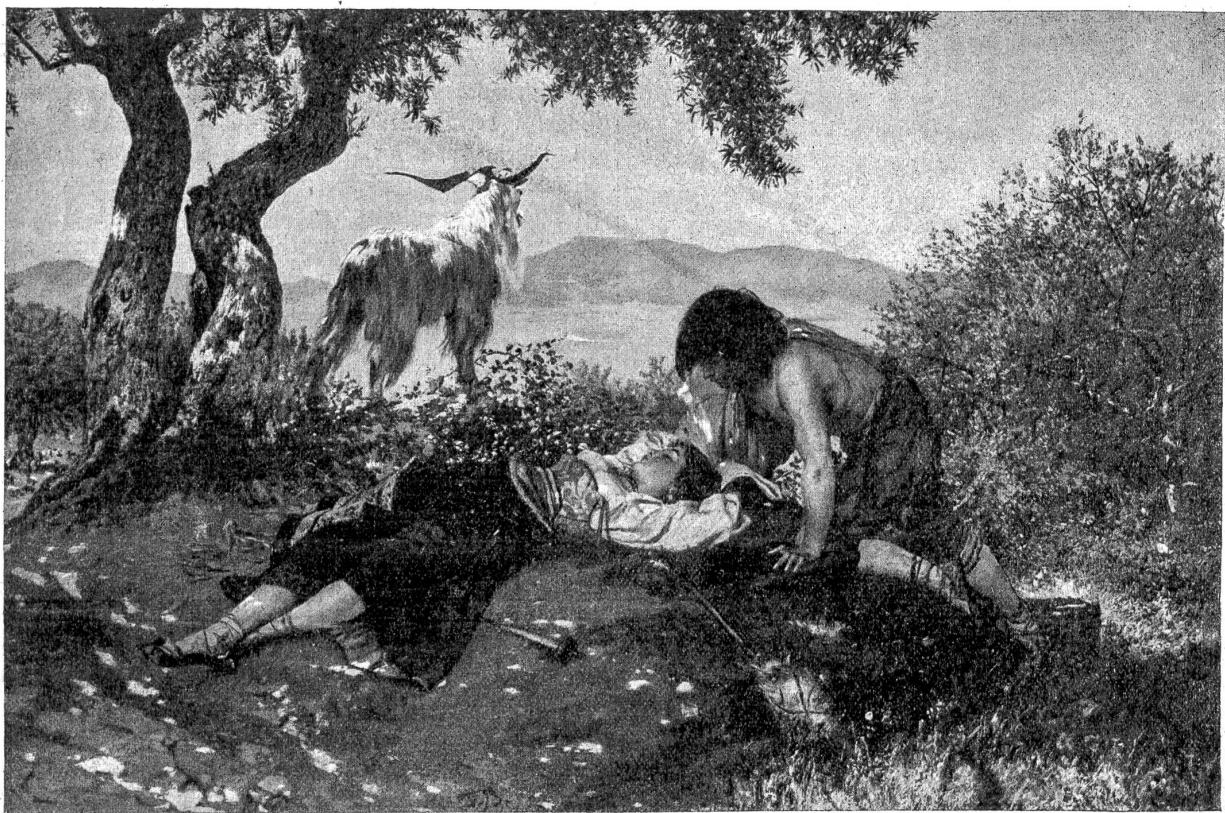
Ig ha ne mit großen Augen agluegt: Tä, der Vatter isch jo nit chrank und mer hei jo nit feuf chlyni Ching!“ Jez hei die afo lache: „Hohohoho! Du gissh dyner Läbtig lei rächtan Erdbeeribueb, wenn das nit chasch säge!“

Aber i ha der Chopf uf: „O herje! Wenn ig das nit chönnt!“ hanig gseit: „Wohl, so weimer denn morn luege, öb ig myni Chrättli nit abkööm!“

's Appelungi het der Chopf g'schüttlet, wo mer vonanger sy: „Bring se du i der Mueter! Sie soll Schnittli mache, und bissch froh, as lei Erdbeeribueb muesch sy!“

Das hanig de nit verstange, und wonig heicho bi, hanis gseit: „So und so! Morn gohni z'Märet!“

D'Mueter het glachet: „Du und Beeribueb! Do darf eine 's Muul nit im Sacf nochträge und d'Auge nit im



Frank Buchser: Schäferidyll. Original im Kunsthause Zürich.

Mit Genehmigung der Zürcher Kunstgesellschaft. (Vergl. den Aufsatz über Frank Buchser von Dr. J. Coulin in Nr. 7 der „Berner Woche“.)

Schüchbündteli versteckte! Aber item, wenns wottsch ha! 's Geishli chunnt gärn wieder hei, wenns vorusse i de Neble gsi isch!"

Ig ha s'Nacht im Bett im Chämmerli hinger no einisch probiert: „Syt so guet und chaufet es Chrättli, schöni roti, rysfi, zuckersüeß!“ Aber 's anger vom chranke Batter und vo de chlyne Chinge hanig nit chönne sage, 's isch mer gsi, i wärd jez scho rot bis über d'Ohren us.

Um Morge bini scho busper gsi, ab der Verch g'chräiht het; ha mi gwäsch am Brunne und d'Scheitle gmächt vorem Spiegel.

„Bisch Höchzter worde?“ fragt der Verch, woner hne chunnt.

I hanem lei Vscheid gäh. Wirdsch es denn scho gwahre s'Mittag, wenns chlingeleit uferm Tisal! Drno nes wißes Hemmli, 's Gravättli und 's Sunndighüelli mit em blaue Fäderli druff vomene Heeregäagger!

Wo d'Veebe d'Strooß hingersüre cho sy und ig 's rote Naselümpli vom Appelungi gseh ha, hanig myni zweu Chrättli umme Hals ghänkt. Ha Wiehwasser gnoh: „Adie Mueter, i goh jez! Chash bring der denn es Chrämlili, wenn ig viel lösse!“

„Adie Erdbeeribueb! Verchauf nume d'Chrättli nit au no! Süsch chasch morn nümme goh!“

Ig ha nümme gruggluegt: „Dasch au ne Red! Eine dawäg uslache!“ und ha äxtra nümme gruggluegt, woni 's Reinli ab bi.

's het mi dunkt, woni uf d'Strooß zu de Buebe cho bi, sie heigen öppis s'föppeli. Wie bi der Mueter hets gwätterleichnet um ihri Mulegge.

„Hättsch no grad 's Batters Urehötti nghänkt!“ het der Ostari glachet. Jez hanig erft gmerkt, was er meint: wonig die verwäschne Blusli und die bläkete Hösli gwahret ha, wo dene um die brune verchrakete Beinli gwäiht hei.

„Chumm du jez!“ het 's Appelungi grüeft, „du seisch halt denn, d'Mueter heig d'Wächtighösli i der Wösch!“

Sie hei eis agstimmt, und ig ha au ngsekt, wie wennig scho mängisch mitne wär. Womer zum Sandigchlauserwald uschöme und ig der Santurseturn gseh, hets mer ofo chruiele unger mym Gravättli und der Hämme lachet über d'Achsle: „Jezi Seppli, säg dys Sprüchli no einisch!“ — Ig ha d'Achsle glüpft, wie wennigs hingerstsi chönnt; aber wies afot, hanig nümme gwüst.

Dur d'Barfüeßergaß ab hei mer der Erdbeeribuebejodel gsunge. Wohl, die Fänsler und Fänslerli sñ usgange wie ne Schyn! Aber 's het mi dunkt, i gspür die Bliden uf mym Hüetli, i ha dänkt: Jez stell di — und richtig, am Märetplatz vorem Pastetebed zue binig i d'Reihe gßtange. Aber i ha bös gha: wie ne wiße Chräih hei mi die angeren agluegt, wie wenn sie seite: Was wott dä do? Ig ha mi lo usdrücke und bi s'lebt am Aend z'usserisch am Egge agstange, ha s'erst no vergässe, myni Chrättli abeznäh.

Do ischs losgange, me het 's eige Wort nümme ghört: Erdbeeri chause! Dozue Sumpfere! Schöni roti! Hunggsüeß! Hunggsüeß! Schöni Erdbeeri chause! Chaufet es Chrättli



Das St. Ursusmünster in Solothurn (1765—1770).

Die St. Ursuskirche, das Wahrzeichen Solothurns, ist das Werk der Italiener G. M. und P. A. Pisoni. Sie ist das schönste Gebäude italienischen Stils, das die Schweiz besitzt. Eine monumentale Treppe führt zum Eingang empor. Die zweigeschossige Fassade mit ihrem antiken Giebel zeigt eine edle Gliederung in edlen Proportionen. Der zierliche Turm tritt gegenüber der klassizierten Fassade stark zurück. Das Innere der Kirche trägt den reichen Schmuck des klassischen Barock.

für s'Mittag! Chaufet, chaufet! 's Chrättli nume acht Baaze!"

3'ringsetum hets grüest, i ha probiert, wie ne junge Vogel i der Hostet: „Erdbeeri—chafet!“ Aber 's isch mer g'si, i heig öppis im Hals. Us eismol steht e schöni Frau miteme Meitli vorammer: „So?“ seit sie, „was hesch du feil?“ Ig ha spürt, wie mer 's Bluet i d'Backe cho isch und ha nume das Meili ghöre gigele vor ammer. I ha nüt chönne sage, ha öppis glählet und us d'Chrättli dütet, wie wenig nit chönnit us feusi zelle: „Chumm du, Meiteli, dä het's Muul verlore!“ Eine näbedra rüest: „Chaufet bi mir!“ Ig ha usgschnufet, wie wennig füre ganz Tag müest Luft ha. Näben amer sy die Chrättli glärt worde: sie hei gmärtet: „Nei, mer chöi gwüs leis Feuerli abloch. Süss balget d'Mueter! Mir hei dcum ne Stiefmueter!“

„He so gib se!“ 's Gäld het g'chlingelet! Nimms! nimms! hets mer tönt i de Ohre. Do ischs mer heiz Rüggen uscho: Nei, iek 's Schüpfieber abegschlückt! Wirdsch d'Chrättli nit welle heiträge. I ha nen Alauf gnöh, wie wenns über ne teufe Grabe gieng: „Erdbeeri chafet!“ Aber i bi sei erchlüpft. Nen alte Herr miteme wüxe Chörbli steht vorammer: „So, wie chunnich du do hi? Wo chunnich du härgschneit? Du bish jo so hoffärtig agleit wie 's Großbure Suhn! Was wottsch du den arme Chinge go der Platz verspere? Du hesch das nit nötig am Gra-wättli a!“

I hätt möge eini vo dene Stadttube sy, wo übere Maretplatz gsloge sy. Gottlob het er nüt meh gseit, aber brummlet het er, i ha dänkt: wärig numme deheim am Rain, wo si jetzt s'Nüni nähme: Chäziger und süßes Nußwasser.

Drwlynen isch aber der Zeiger am Rotturm höher und höher gschnoogget. Die, wo ihri Chrättli no voll gha hei, sy de Hüdere no go aträge.

(Schluß folgt.)

## Die Freundschaft zwischen Bern und Solothurn.

Von Dr. A. Lechner.

Die Beziehungen des ungleich älteren Solothurn zu der Stadt Bern gehen in gewissem Sinne bis auf deren Gründung oder doch deren Gründer zurück. Schon Justinger weiß um 1420 zu erzählen, daß „des Landes Herren“ die zwei Kinder Berchtold V. von Zähringen mit Gift ermordeten und daß diese im Chor zu Solothurn begraben liegen. Zur Rache für die Untat habe der Herzog die Stadt Bern gefestigt und gefreit. Felix Hemmerlin, der Kanonikus von Zürich, weiß in einer posthum (Basel 1497) eröffneten Schrift des weitern, daß Herzog Berchtold zur Rache das Obstagium (das Einlager, die Giselschaft) eingeführt habe. Das alles ist natürlich bloß unechte Sage, vor allem deshalb, weil Berchtold V. gar keine Kinder hatte, und die Legende wird nicht zur Geschichte dadurch, daß man in Solothurn zu verschiedenen Zeiten, bei einer baulichen Umänderung (1544) der alten und beim Bau (1762) der neuen St. Ursenkirche, im Chor tatsächlich ein Särglein bzw. ein Sandsteingrab mit den Gebeinen von zwei Kindern und dem Kopfe einer Frau fand, welch letzterer Fund in Solothurn zu einer Umbildung der Sage in dem Sinne Anlaß gegeben hat, daß die Mutter selbst

die Kinder ermordet habe, um deren Gut erben zu können.

Durch das Erlöschen des Zähringischen Hauses (den 12. Februar 1218) war die Stadt Solothurn eine unmittelbare Reichsstadt geworden, die wie andere Städte ihre Rechte auszudehnen, ihre Freiheiten zu mehren, Landschaft, Twinge und Banne zu erwerben und Herrschaftsbesitz zu vergrößern bestrebt war. Bei diesem natürlichen Selbstbehauptungs- und Selbstvergrößerungsstreben, in welchem die Stadt Bern mit läblichem Beispiel voranging, hatten die beiden Städte Bern und Solothurn so ziemlich gegen die gleichen Widersacher zu kämpfen. So war es gegeben, daß sie sich zu Schuh und Trutz verbanden und gegenseitig sogenannte „Burgrechte“ oder „Bürgerrechte“ eingingen, Bündnisse, in denen hauptsächlich festgesetzt war, daß jede Stadt die andere mit Leib und Blut beschirmen und ihr auf erstes Begehrten Hilfe leisten sollte.

Als sich sein altes Verhältnis zu dem inzwischen habburgisch gewordenen Freiburg lockerte, fand Bern für diese Einbuße raschen Ersatz in Solothurn, dessen Geschichte sich seit dem zehnten Jahrhundert an das Chorherrenstift des heiligen Ursus anlehnte. Bern säumte nicht, am 25. April